

Aus:

LARS DISTELHORST

Leistung

Das Endstadium der Ideologie

Januar 2014, 192 Seiten, kart., 22,99 €, ISBN 978-3-8376-2597-4

Der Begriff »Leistung« ist in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft omnipräsent. Doch auf die Frage, was Leistung ist, folgt in der Regel Schweigen. Lars Distelhorst geht in seinem Essay dieser Leerstelle auf den Grund und vermag so eine tiefgehende Kritik an der »Leistungsgesellschaft« zu üben. Er zeigt: Jede Rede von Leistung mündet in einen unauflösbaren Widerspruch. Was hinter dem Leistungsbegriff liegt, ist nicht weniger als die Leere einer Gesellschaft, deren Zentrum in der Akkumulationsbewegung des Kapitals zu suchen ist, während sie die letzten Karten der Ideologie spielt.

Lars Distelhorst (Dr. phil.) lehrt Sozialwissenschaft an der Hoffbauer Berufsakademie in Potsdam.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2597/ts2597.php

Inhalt

Erste Fragen und Überblick | 9

TEIL I: ERSCHEINUNGSEBENE

1. Leistung im Diskurs | 23

Sozialphilosophie | 23

Realpolitik | 32

Wirtschaftswissenschaft | 39

2. Leistung – Widersprüche und Paradoxien | 51

Die Arbeitskraft als Quelle der Leistung | 51

Innere Widersprüchlichkeit des Begriffs Arbeitskraft | 58

Paradoxe Effekte | 66

Erste Risse der Ideologie | 86

TEIL II: MÖGLICHKEITSBEDINGUNG

3. Ökonomisierung | 93

Von der Kritik des Geldes ... | 93

... zur Kritik des Kapitals | 98

Die Expansion des Kapitals | 105

Jeder ein Kapitalist? | 113

4. Leistung und Ideologie | 129

Der Kult des Objektiven | 129

Anti-Ideologie als Hegemonie | 133

Die Lügen der Melancholie | 139

Das Versagen der Ideologie | 152

Was tun? Jenseits der Leistung | 167

Anmerkungen | 173

Erste Fragen und Überblick

Die heutige Gesellschaft stellt uns vor Rätsel, die vielen schwerwiegend genug erscheinen, um sie wie zu Rousseaus Zeiten als Preisfragen auszusprechen. So rief die »Aktion Mensch« fünf Jahre lang dazu auf, die Frage zu beantworten: »In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?« und erhielt bis zum Auslaufen des Projekts im Jahr 2011 insgesamt eine halbe Millionen Zuschriften, die zusammen mehr als 10.000 Buchseiten füllen würden.¹ Es ist sicherlich nichts Verwerfliches, nach der Zukunft der Gesellschaft zu fragen, bei näherer Betrachtungsweise ist die Art der Fragestellung jedoch verwirrend. Sind so viele Alternativen im Umlauf, als das es notwendig wäre, zu fragen, welche von ihnen den anderen vorzuziehen ist? Was hätte wohl ein Kommunist in der Weimarer Republik auf diese Frage geantwortet? Und ist sie nicht letztlich ein deutliches Zeichen, dass heute niemand auch nur eine Ahnung hat, in welche Richtung es mit der Gesellschaft gehen könnte, weil zwar allen klar ist, das Humanismus eine schöne Sache ist, nicht jedoch, wie er in die Tat umgesetzt werden könnte?

Ist diese Verwirrung beim Blick in die Zukunft vielleicht noch mit dem allzu philosophischen Verweis auf die Kontingenz erklärbar, offenbart der Blick in die Gegenwart ein nicht minder von Desorientierung geprägtes Bild. Dass der aus dem Schulunterricht der Achtzigerjahre geläufige Verweis, die heutigen westlichen Gesellschaften seien soziale Marktwirtschaften und damit gegen den Totalitarismus ihrer kommunistischen Konkurrenten ebenso gefeit wie gegen die soziale Kälte des Kapitalismus, nicht mehr viel, geschweige denn das Wesentliche über die heutige Gesellschaft aussagt, ist mittlerweile jedem klar. Spätestens seit Hartz IV entlockt die Kopplung der Begriffe sozial und Marktwirtschaft den meisten Menschen bestenfalls ein müdes Lächeln. Symptomatisch

für den damit einhergehenden Orientierungsverlust ist ein in sozialwissenschaftlichen Einführungsseminaren gern verwendetes, zweibändiges Werk, das den Titel »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« trägt.² Es versammelt pro Band die Antworten von zwölf Soziologen und Theoretikern anderer Fachrichtungen auf unterschiedliche Fragen zur modernen Gesellschaft.³ Jeder Beitrag ist mit einem Slogan überschrieben, der die Beiträge zusammenfassen soll.

Um nur ein paar Stichworte zu nennen: Weltgesellschaft, Risikogesellschaft, Multioptionsgesellschaft, multikulturelle Gesellschaft, Arbeitsgesellschaft, Wissensgesellschaft, Single-Gesellschaft, postmoderne Gesellschaft [...]. Die Liste ließe sich verlängern, ist das Werk seit der Neuauflage von 2007 doch auf drei Bände gestreckt und zu diesem Zweck um neue Beiträge erweitert worden. Dass es heute notwendig ist, trendige Brandings für wissenschaftliche Theorien über die Gesellschaft zu finden, mag bedauerlich bis lächerlich sein, erklärt sich aber aus der extremen Konkurrenzsituation und dem fortwährenden Kampf um Aufmerksamkeit an den Universitäten. Für den französischen Philosophen Jean Baudrillard wäre dieses friedliche Nebeneinander unterschiedlichster Theorieansätze und Interpretationen ein Beweis für seine These, die heutige Gesellschaft habe längst den Kontakt zur Realität verloren und befinde sich in einer Art virtuellen Realität, in der gilt: »Alle Interpretationen sind wahr«⁴. Bis zu einem gewissen Grad ist diese These offensichtlich richtig. Könnte einer der eben erwähnten Interpretationsansätze klar widerlegt werden, würde er zumindest in der akademischen Welt an Relevanz verlieren.

Dass es möglich ist, die heutige Gesellschaft unter so vielen Perspektiven zu betrachten und dabei zu jeweils kohärenten Interpretationen zu gelangen, die sich um variierende Angelpunkte des heutigen Lebens drehen, sollte jedoch jedem Menschen, der sich der postmodernen Versuchung entziehen kann, den Wahrheitsbegriff als totalitären Auswuchs des Gestern zu verabschieden, Anlass zur Skepsis sein. Ebenso unklar wie die Frage, wohin wir gehen, scheint also die Frage zu sein, wo wir uns befinden. Würde diese Vermutung der Wahrheit entsprechen, wäre die Lage der heutigen westlichen Gesellschaft mehr als finster. Aber es ist weder notwendig, wieder einmal den Untergang des Abendlandes auszurufen, noch in kollektive Depression zu verfallen. Es gibt mindestens ein Gesellschaftslabel, auf das sich heute jeder mit jedem einigen kann: Wir sind eine Leistungsgesellschaft. In der Wissensgesellschaft ist jeder

unter der ständigen Drohung sozialer und ökonomischer Desintegration zu lebenslangem Lernen gezwungen; in der Risikogesellschaft wird die Analyse der gesellschaftlichen Gefahrenpotentiale zusehends relevanter, was den Stellenwert und die Verantwortung des Experten in die Höhe treibt; in der Singlegesellschaft sind diejenigen Könige, die es ertragen, alleine zu sein und aus der Kompensation ihrer Einsamkeit durch Karriere, Individualität und Selbstentfaltung ausreichend Stärke zu beziehen, um stets vorne dabei zu sein. Sämtliche Modelle laufen im wesentlichen Punkt der Leistung zusammen. Doch ist mit der Feststellung, die heutige Gesellschaft sei eine Leistungsgesellschaft etwas gewonnen oder verschiebt sie lediglich das Problemfeld von einem auf das nächste Terrain? Wo sich eben noch die Frage stellte, welcher der vielen soziologischen Gesellschaftsbegriffe wohl der Richtige sein möge, taucht nun die Frage auf, was eigentlich Leistung ist. Sie scheint keineswegs leicht zu beantworten sein, ist doch nicht einmal auf den Webseiten der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft – die es doch wissen sollte – eine Bestimmung des Leistungsbegriffs zu finden. Statt dessen werden die Ergebnisse einer Umfrage aus dem Jahr 2000 präsentiert, die zu ermitteln versuchte, was Leistung heute bedeutet. 71 % der Befragten antworteten schlicht: arbeiten!⁵

Auf jeden Fall ist Leistung in aller Munde. Unbarmherzig greift sie aus der Wirtschaft auf alle anderen Lebensbereiche über, ist verantwortlich für Stress, Depression, Burnout, Ungerechtigkeit und doch der Nabel der Gesellschaft. Wer dem heutigen Diskurs über Leistung folgt, bekommt das Gefühl, es handle sich um eine omnipotente Kraft, nach politischer Couleur entweder für alle gesellschaftlichen Segnungen verantwortlich oder eine auf dem Rücken des neuen Millenniums geschwungene Geißel. Diese Weite des begrifflichen Feldes ist freilich noch kein Argument gegen eine ernsthafte Betrachtung des Leistungsbegriffs und noch weniger dafür, die allerorten so freimütig eingeräumte Existenz der Leistungsgesellschaft bezweifeln zu wollen.

Die Geschichte der Leistungsgesellschaft ist längst zum Allgemeinut geworden und oszilliert meistens um folgende Standardnarration: Leistung ist ein Begriff aus der Wirtschaft, der das Ziel bezeichnet, immer mehr Arbeit in zusehends geringerer Zeit aus Menschen herauszupressen. Diese Tendenz hat ihren Ursprung in der Überwindung des feudalen Systems zugunsten demokratischerer Staatsformen und des Übergangs von einer vor allem auf Grundbesitz und Landwirtschaft fu-

ßenden Wirtschaftsweise hin zu maschineller Produktion in Fabriken, also dem Wechsel vom Feudalismus zum Kapitalismus. Entsprechend datiert die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft⁶ den Ursprung der Leistungsgesellschaft auf die Mitte des 19. Jahrhunderts.⁷

Und hier wird es spannend. Im klassischen Kapitalismus mussten die Menschen teilweise zwölf Stunden in Fabriken arbeiten, wurden bei Krankheit vor die Tür gesetzt und lebten in äußerst beengten Wohnverhältnissen. Ständig waren sie dem Druck ausgesetzt, bei der Arbeit alles zu geben, jedes Problem ihres Lebens hinten an zu stellen, um sich irgendwie über Wasser halten zu können. Leistung war ein von außen auferlegtes Kontrollregime, von dem der ständige Zwang ausging, mehr zu arbeiten, sich mehr anzustrengen und keine Schwäche zu zeigen. War das also nicht die wahre Leistungsgesellschaft? Keineswegs. Irgendwann war schließlich auch der härteste Tag in der Fabrik vorbei und die Menschen gingen nach Hause, um im Kreise der Familie die Füße hoch zu legen und sich zu entspannen. Die Kehrseite des Leistungszwangs in der Fabrik bestand in der häuslichen Ruhe, oft als Hausglück bezeichnet. So verheerend die Sphäre der Ökonomie auch war, ließ sie doch die des Privaten intakt und die Zukunft versprach durch fortwährende Reduktion der gesetzlichen Arbeitszeit mehr Raum für Muße und Freiheit zu schaffen, um auf diesem Weg das Glück des Individuums innerhalb des Kapitalismus zu realisieren.

Das ist heute angeblich ganz anders. Zwar muss weniger gearbeitet werden als vor hundert Jahren, ebenso wie der Lebensstandard deutlich gestiegen ist, doch hat sich die Logik der Ökonomie, das Immer-Mehr-In-Immer-Weniger-Zeit in jeden Winkel unseres Lebens geschlichen. Diese Diagnose wird vor allem mit zwei Entwicklungen begründet. Einerseits bringen es moderne Arbeitsformen mit sich, auch zuhause zu arbeiten. Zudem basieren sie auf einer starken Identifikation mit der Arbeit, wodurch der Bereich des Privaten zugunsten einer dauernden Verfügbarkeit verschwindet, die sich weder wie Arbeit noch wie Freizeit anfühlt, jedoch die unangenehme Eigenschaft besitzt, mit den 24 Stunden des Tages koextensiv zu sein. Heute hat also keiner jemals wirklich frei und nicht selten checken wir – auch als unkreative Festangestellte – vor dem Schlafengehen noch einmal unsere Emails, um zu schauen, ob nicht doch noch etwas Wichtiges rein gekommen ist.

Andererseits greift das ökonomische Denken auf Lebensbereiche über, deren Funktionieren bislang gänzlich anders strukturiert war. Nützlich-

keitsdenken, Kosten-Nutzen-Analysen, Effizienzberechnungen und vieles mehr sind heute in der Planung des Urlaubs ebenso präsent wie im Führen einer Partnerschaft und aus Bereichen wie Sport und Sexualität nicht mehr weg zu denken. Was auch immer wir heute machen, so die Botschaft, machen wir, als wären wir kleine Unternehmer, die stets auf den größtmöglichen Gewinn aus sind und zu diesem Zweck unablässig an der eigenen Optimierung feilen. Joggen wird zur Leistung, ebenso wie Sightseeing und das verfügbare Repertoire an Sexpositionen. Das moderne Individuum leidet folglich unter Dauerstress, neigt zu psychischen Erkrankungen wie Depressionen oder Burnout-Syndrom und verfängt sich immer weiter, weil es verlernt hat, einfach mal abzuschalten. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint: Trotz aller Errungenschaften hinsichtlich Arbeitszeiten, Arbeitsrechten, Freizeit und Wohlstand leben wir in einer stärker ausgeprägten Leistungsgesellschaft als die Minenarbeiter des vorletzten Jahrhunderts.

Die ironische Zuspitzung lässt die logische Inkonsistenz der geschilderten Auffassung durchschimmern; doch es kommt noch ein wesentliches Problem hinzu. Umgangssprachlich betrachtet ist die Bedeutung des Wortes Leistung sicherlich den meisten Menschen vollkommen klar. Wer sich anstrengt, leistet etwas, sei dies bei der Arbeit, bei ehrenamtlichen Tätigkeiten, wenn wir Freunden beim Umzug helfen oder unsere Bestzeit auf zehn Kilometer unterbieten. Doch bereits nach kurzem Nachdenken schleichen sich erste Zweifel ein. Oliver Gratzler hat dieser Definition nach am 13. September 2008 eine wahre Höchstleistung vollbracht: Er warf in einer Minute 24 haushaltsübliche Herde mit je vier Platten; ebenso Tom Owen, als er acht Fahrzeuge mit einem Gesamtgewicht von 32658 kg über seinen Bauch fahren ließ.⁸ Wer also mehr leisten möchte als Oliver Gratzler, sollte sich bemühen, mindestens 25 Herde in einer Minute zu werfen, natürlich handelsübliche und auf jeden Fall mit vier Platten. Die von den meisten Menschen empfundene Zurückhaltung, ähnliches wirklich als Leistung einzustufen, rührt aus dem Glauben her, Leistung müsste etwas Nützliches hervorbringen. Wer etwas erschafft, das für niemanden von Nutzen ist, hat nichts geleistet, sondern sich wahrscheinlich einfach einen schönen Tag gemacht. Dies hilft nicht wesentlich, die Frage nach der Leistung zu klären, koppelt sie aber an die Figur des Anderen und erweitert sie um eine soziale Komponente.

In diese Richtung zielt eine Leistungsdefinition, die der eben diskutierten ähnelt, aber differenzierter ist. Sie versteht Leistung als Trias, die

sich durch das Zusammenwirken klar definierter zielgerichteter Handlungen, Anstrengung und Messbarkeit auszeichnet.⁹ Diese Definition lässt eine klare Trennung zwischen Handlungen zu, die als Leistung zu qualifizieren sind und solchen, die zwar einen gewissen Unterhaltungswert besitzen, mehr aber auch nicht. Die Unterscheidung funktioniert jedoch nur dann, wenn das Ziel, die entsprechende Verausgabung und die mit ihr einhergehenden Messmethoden bereits festgelegt wurden. Zuvor ist alles möglich, solange es sich klar genug beschreiben lässt, vom Training eines Schlammcatchers bis zum Arbeitsalltag eines Spitzenmanagers. Die Frage, was Leistung ist, wird durch diese auf den ersten Blick differenzierter anmutende Definition nur zeitlich verschoben und stellt sich nun vor Vollzug der Handlung.

Interessant ist jedoch, was hier zum Thema Anstrengung gesagt wird. Anstrengung heißt es, sei deshalb ein Definitionskriterium, da Dinge, die einem »ohne aktives Zutun widerfahren oder in den Schoß fallen«¹⁰ keine Leistung seien. Das klingt gut, doch lassen sich schnell zahlreiche Gegenbeispiele finden. Die Schule und die Universität sind Institutionen, die, so ist es heute Konsens, einen immer stärkeren Leistungsdruck erzeugen und sich einseitig an Ergebnissen in Form von Noten orientieren. Jeder kann sich mit Sicherheit noch an den Klassenprimus seiner Jahrgangsstufe erinnern, der sein Abitur mit einem Schnitt von eins bestritt und sich dafür nicht mehr, vielleicht sogar weniger, anstrengen musste, als der Rest der Jahrgangsstufe. Einer durch Anstrengung definierten Leistungsdefinition zufolge hätte dieser Schüler und mit ihm all jene, denen das Lernen nicht sonderlich schwer fällt (z.B. weil sie aus begüterten Mittelstandsfamilien kommen), nichts geleistet. Diese Meinung würde wohl kaum jemand vertreten, werden Schüler, die gute Noten schreiben, von ihren Lehrern ebenso wie den meisten anderen Menschen, doch meistens einhellig als leistungsstark bezeichnet. Als wäre es nicht bereits schwer genug, zeichnet sich hier ein neues Problem ab: Nach Leistung kann offensichtlich quantitativ durch ein Wie oder qualitativ durch ein Was gefragt werden und beide Dimensionen scheinen sich mitunter auch noch zu widersprechen.

Zur Diskussion des Leistungsbegriffs in seiner quantitativen und qualitativen Dimension gesellt sich häufig noch der Begriff der Gerechtigkeit. Dies funktioniert gemeinhin über die Verbindung von erbrachter Leistung mit zu verteilenden Ressourcen. Wer viel leistet, sollte mehr bekommen, als jemand, der wenig leistet, Anstrengung zu einem signifikanten

Ergebnis führen: Vokabellernen für den Englischunterricht zu einer besseren Zeugnisnote und 20 Jahre Arbeit in Fabrik oder Büro zu einem Haus im Speckgürtel. Dass Leistungsgerechtigkeit heute nicht in einem Maße realisiert ist, welches allseitige Zufriedenheit erlauben würde, zählt zum allgemeinen politischen Konsens, andernfalls wäre die Forderung nach Leistungsgerechtigkeit nicht ein so wichtiges Wahlkampfthema. Sie kann zwei verschiedene Formen annehmen, eine konservativ restaurative und eine progressiv kreative. Es macht aber kaum einen Unterschied. Fordert erstere, Leistung müsse sich wieder lohnen und behauptet damit zugleich, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der Leistungsgerechtigkeit geherrscht hätte, sieht Letztere in ihr ein gesellschaftliches Organisationsprinzip, das erst noch geschaffen werden muss.¹¹ Der Dissens liegt damit in der Frage, ob es schon einmal eine leistungsgerechte Gesellschaft gegeben hat oder nicht, Konsens ist die politische Forderung, Ziel von Politik sei die Schaffung einer auf Leistungsgerechtigkeit basierenden Gesellschaft. Dieser Feststellung würden sicherlich alle politisch Beteiligten widersprechen, indem sie darauf verwiesen, wie groß die Unterschiede dessen sind, was sie jeweils unter Leistung verstehen. Wollen die einen eher die Elite der Gesellschaft fördern, liegt den anderen die Stärkung der arbeitenden oder von Arbeit ausgeschlossenen Massen am Herzen. Dieser Einwand ist sicherlich richtig, verweist jedoch abermals auf die Tatsache, dass die Möglichkeitsbedingung dieser politischen Auseinandersetzung in der Unbestimmtheit des Leistungsbegriffs liegt, was ernsthafte Zweifel daran aufkommen lässt, wie zielführend die Debatte sein kann.

Wichtiger als dieser Dissens ist der beiden Positionen zugrunde liegende Glaube, Leistung sei ein in der Gesellschaft verborgenes Prinzip, das die Basis einer gerechten politisch sozialen Ordnung abgeben könnte, nachdem es durch diskursive Aushandlung divergierender politischer Positionen ausreichend entwickelt wurde. Was sich hinter dieser Überzeugung versteckt, ist ein vor allem aus der Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts bekanntes und bis heute wirkmächtiges Argument. Es besteht im Insistieren auf der Existenz einer primären, alles fundierenden Kraft, deren Wirken die Geschehnisse der Gesellschaft lenkt. Bei Hegel ist dies der sich in die Welt verausgabende und wieder zu sich selbst gelangende Geist, bei Marx der Widerspruch zwischen den Produktivkräften einer Gesellschaft und deren Produktionsverhältnissen. Das Leistungsprinzip und dessen Verbindung mit dem Begriff der Gerechtigkeit lässt

sich als postmetaphysische (vordergründig ideologiefreie) Interpretation dieses Prinzips begreifen. Leistung wäre aus dieser Sicht eine natürliche soziale Kraft, deren Entfaltung zu einer gerechten Gesellschaftsordnung führen wird.

Der Leistungsbegriff erweist sich bereits hier als äußerst schwierig zu bestimmen, da er in mehreren Bereichen der Gesellschaft gleichzeitig und in verschiedener Bedeutung zur Anwendung kommt. Er ist Ausdruck wirtschaftlichen Denkens, politisch heiß umstritten und zugleich Schlüsselement sozialer Gerechtigkeit. Wenn es möglich sein sollte, ihn genauer zu bestimmen, dann nur, indem seine unterschiedlichen Bedeutungen betrachtet werden. An die Stelle einer Bedeutung träte dann eine Vielzahl von Bedeutungen, deren Aushandlung und Gewichtung von entscheidender Relevanz für die Zukunft der Gesellschaft wäre.

Um dieses Kaleidoskop möglicher Anwendungen und Interpretationen zu analysieren, konzentriert sich das vorliegende Buch auf die Entfaltung und Verbindung einiger grundlegender Thesen über Leistung und deren Stellung im modernen Kapitalismus. Komprimiert stellt sich der Gang der Argumentation wie folgt dar: Leistung ist ein Begriff, der sich jedem Definitionsversuch entzieht und aus diesem Grund höchst paradoxe Effekte zeitigt, wenn er ins Zentrum der Gesellschaft gerückt wird. Dass er trotz aller von ihm verursachten Probleme und inhaltlichen Oberflächlichkeit zum Organisationsprinzip des Sozialen geworden ist, hängt mit der Struktur und der Tendenz des heutigen Kapitalismus zusammen. Die Ausbreitung des Verwertungsprinzips führt zu einer fortschreitenden Nivellierung von Bedeutungsverhältnissen, welche die Formulierung positiver sozialer Prinzipien zusehends erschwert. An deren Stelle rückt die Berechenbarkeit, deren idealtypischer Ausdruck das Leistungsprinzip zu sein scheint.

Um diese Annahmen zu explizieren, teilt sich das vorliegende Buch in zwei Teile. Der erste widmet sich einer Analyse der den Leistungsbezug prägenden Diskurse und der von ihm beschworenen Paradoxien. Der zweite fragt nach der Möglichkeitsbedingung des Leistungsdiskurses, der in der Entwicklung des modernen Kapitalismus und der heutigen Ideologie ausgemacht wird. Jeder Teil setzt sich entsprechend aus zwei Kapiteln zusammen.

Das erste Kapitel des Buches widmet sich der Analyse des Begriffs Leistung in der Sozialphilosophie (Anerkennungstheorie), der Politik

(Parteiprogramme/Interviews) und der Wirtschaftswissenschaft (Definition/Humankapitaltheorie). Die Auswahl dieser Diskurse geht auf die verbreitete Annahme zurück, Leistung fungiere in der heutigen Gesellschaft vor allem als Organisationsprinzip des Sozialen, sei deswegen zentraler Einsatz politischer Auseinandersetzungen und ihre hohe Relevanz werde allgemein mit der zunehmenden Wichtigkeit wirtschaftlichen Denkens und Handelns begründet. Der Begriff der Anerkennung hat sich in der aktuellen Sozialphilosophie zur relevantesten Strömung entwickelt und findet seinen konkretesten Ausdruck in der Philosophie Axel Honneths, die den Leistungsbegriff in den Rang eines zentralen Integrationsmechanismus der Gesellschaft erhebt. In der politischen Auseinandersetzung ist der Begriff vor allem auf der Ebene der programmatischen Begründung von Parteipolitik relevant und bildet den Gegenstand zahlreicher Debatten, in denen er qualitativ und quantitativ ausgeleuchtet wird. Da die Ursache für die Omnipräsenz des Begriffs Leistung überwiegend in der Ökonomisierung der Gesellschaft gesucht wird, schließt das erste Kapitel mit einer Betrachtung der wirtschaftswissenschaftlichen Definition des Leistungsbegriffs und einer Analyse der Humankapitaltheorie ab, der oft nachgesagt wird, sie sei Ausdruck der totalen Erfassung des Menschen als Produktionsfaktor. Die Analyse der genannten Diskurse wird zu dem Ergebnis führen, dass keiner von ihnen zu einer angemessenen Definition seines Gegenstandes gelangt, entweder weil dies nicht intendiert oder im Schatten des Leistungsbegriffs etwas anderes verhandelt wird.

Das zweite Kapitel formuliert einen Minimalkonsens von Leistung, jenseits dessen keine vernünftige Auseinandersetzung mit dem Begriff möglich ist. Dieser Konsens wird in der Formel Leistung ist gleich Arbeit geteilt durch Zeit erblickt. Um selbige mit Inhalt zu füllen, wird das Theorem der Arbeitskraft von Karl Marx herangezogen, demzufolge sich die Arbeitskraft durch die zu ihrer Herstellung notwendige Zeit quantifizieren lässt, was eine exakte Berechenbarkeit von Leistung ermöglichen sollte. Doch erweist sich die Arbeitskraft im Laufe der Analyse als eine nicht berechenbare Größe, da sie sich nicht gegen den Menschen oder dessen Eigenschaften abgrenzen lässt und die Frage nach ihrem Maß sich zur Frage nach dem Wert des Menschen selbst verschiebt. Das Zusammenfallen von Arbeitskraft und Mensch verschärft sich in den modernen Dienstleistungsgesellschaften wesentlich, da diese soziale, kulturelle und emotionale Potentiale in Arbeitskraft verwandeln. Dadurch verschwindet jede Möglichkeit, auch nur eine Minimaldefinition von Leistung mit In-

halt zu füllen. Wenn Leistung trotz allem das Zentrum der Gesellschaft bildet, muss dies zu entsprechend paradoxen Effekten führen, deren wichtigste zum Abschluss des Kapitels beschrieben werden. So wird das Subjekt durch seine Einspannung in das Leistungsprinzip einerseits radikal individualisiert, zugleich jedoch ebenso radikal dem Allgemeinen unterworfen. Seine Charakterisierung erfolgt auf dem Weg willkürlicher Zuschreibungen, von denen keine Distanzierung möglich ist, da sie sich auf die komplette Persönlichkeit erstrecken. Das Subjekt ist permanent genötigt, seine Individualität zur Schau zu stellen, muss an dieser Aufgabe jedoch scheitern, da der Ort der Erfahrung von Individualität zusehends in der Diskursivierung und damit gerade in der Beseitigung von Individualität liegt. Die Prozeduren, denen der Mensch zur Leistungsmessung unterworfen wird, an die zu glauben er gezwungen ist, um sich als Subjekt erfahren zu können, fußen auf der Kommensuration vollkommen heterogener Faktoren und spannen ihn in einen unauflösbaren Widerspruch zwischen der Verfahrenslogik diverser Leistungsmessungen und der Absurdität ihrer lebenspraktischen Basis. Nicht zuletzt ist unter der immensen Komplexität der Erscheinung der heutigen Gesellschaft die Banalität der Verwertungslogik spürbar, was zu einer eigentümlich zerrissenen Alltagerfahrung führt.

Das dritte Kapitel eröffnet die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des Leistungsdiskurses, indem es sich dem Begriff der Ökonomisierung zuwendet. Entgegen des verbreiteten Verständnisses des Begriffs wird selbige nicht in der größer werdenden Relevanz von Geld oder der Ausdehnung der Logik der Ökonomie auf immer größere Teile der Gesellschaft gesucht. Statt dessen wird das Wesen der Ökonomisierung in der Selbstreferentialität des Kapitalismus ausgemacht, die im Einsatz von Geld zur Produktion von Waren liegt, deren Zweck einzig darin liegt, anschließend wieder verkauft zu werden. Als Zentrum der Gesellschaft entpuppt sich aus dieser Sicht nicht der Begriff Leistung, sondern die Verwertung von Waren, die in letzter Konsequenz tautologischen Charakter besitzt. Das Problem dieses Kreislaufs ist neben seiner Verselbständigung vor allem die zunehmende Beseitigung von Bedeutungsverhältnissen. Ökonomisierung bezeichnet aus dieser Sicht vor allem den Einschluss immer größerer Teile der Gesellschaft und immer umfassenderer Teile der menschlichen Persönlichkeit in die zirkuläre Bewegung des Kapitals. Innerhalb dieser Bewegung ist das Konkrete (Art der Ware) gegenüber dem Allgemeinen (Bewegung der Ware) gleichgül-

tig, wodurch die bestehenden Bedeutungsverhältnisse radikal nivelliert und im Extremfall zum Verschwinden gebracht werden. Dem modernen Kapitalismus wohnt aus dieser Sicht die Tendenz inne, sich auf der Ebene der Signifikanz aufzuheben, indem er eine Ordnung hervorbringt, die in einer leeren Zirkulationsbewegung besteht und Individuen wie Gesellschaft langsam aushöhlt.

Der vierte Teil fragt nach den ideologischen Konsequenzen dieser Bewegung. Wenn Bedeutungsverhältnisse in zunehmendem Maße beseitigt werden, kann die Berufung auf Freiheit oder Wohlstand nicht mehr zentraler Bezugspunkt der Ideologie sein. In den westlichen Industrienationen ist das Zeitalter der Ideologie allen offiziellen Verlautbarungen zufolge vorbei – entsprechend verkörpern sich in ihnen die Gesetze des Sozialen selbst, nicht aber irgendeine Lehre, Theorie oder Religion. Hinter dieser Selbstverneinung verbirgt sich eine Spielart der Ideologie, die ihre Macht aus der Inszenierung eines allgegenwärtigen Scheins der Objektivität bezieht und sich deswegen am präzisesten als Anti-Ideologie beschreiben lässt. Leistung ist hier von zentralem Stellenwert. Sie kann berechnet werden und ermöglicht auf diese Weise, jedem Mitglied der Gesellschaft genau zukommen zu lassen, was ihm gebührt – und folgt dabei scheinbar nur einem objektiven Mechanismus der Gesellschaft. Da das Leistungsprinzip in sich jedoch widersprüchlich ist, die ihm zugeschriebene Funktion innerhalb der Gesellschaft also nicht erfüllen kann, wird sie von der Anti-Ideologie in sehr spezifischer Weise ins Spiel gebracht. Das Leistungsprinzip lässt sich als Zentrum der Gesellschaft nur behaupten, indem es als verzerrt, verschüttet oder vergessen inszeniert wird. Dies ist der tiefere Sinn hinter Formulierungen wie »Leistung muss sich wieder lohnen«. Leistung wird von einer melancholischen Bewegung als verlorenes Zentrum der Gesellschaft betrauert, das es wieder aufzurichten gilt, um eine faire soziale Ordnung zu schaffen. Die Melancholie ermöglicht dergestalt die unangenehme Wahrheit zu verdecken, dass eine um den Leistungsbegriff als Zentrum arrangierte Gesellschaft schon allein aufgrund dessen innerer Widersprüchlichkeit nicht möglich ist und die heutige Ordnung sich statt dessen um ein leeres Zentrum herum gruppiert, das in letzter Konsequenz in eine Gesellschaft mündet, in der keine positiven Ziele oder Integrationsmechanismen mehr bestehen. Da das Narrativ der Leistungsgesellschaft in zusehendem Maße versagt und die Sinnlosigkeit des Sozialen in immer stärkerem Maße spürbar wird,

befindet die Ideologie sich heute in einer tiefen Krise mit offenem Ausgang.

Das Buch schließt mit einigen Ideen, was der Rede von der Leistungsgesellschaft entgegen gehalten werden kann und auf welchem Weg es heute noch möglich ist, sich dem Verwertungsprinzip in widerständiger Absicht zu entziehen. In diesem Sinn ist das Buch strikt parteiisch. Es verfolgt die Absicht, zur Abschaffung des so unsinnigen wie inhumanen Diskurses über Leistung und der ihm zugrunde liegenden Gesellschaftsstruktur beizutragen.

1. Leistung im Diskurs

SOZIALPHILOSOPHIE

Leistung lässt sich nicht nur mit Blick auf das Handeln des Einzelnen betrachten. Sie kann auch vor gesellschaftlichem Hintergrund befragt werden, was ihr eine vollkommen andere Richtung verleiht als die des einsamen Höher und Weiter, das in den bisherigen Definitionsversuchen durchgedrungen ist. Diese Form der Betrachtung wird vor allem in der an Hegel angelehnten Sozialphilosophie Axel Honneths vertreten, Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, wo schon Adorno, Horkheimer und Habermas lehrten. Sie läuft in der Frage zusammen, was der Einzelne durch sein Handeln zum Wohl der Gesellschaft beiträgt und ob die dafür erfahrene gesellschaftliche Anerkennung seinem gesellschaftlichen Beitrag entspricht. Leistungsgerechtigkeit wird hier nicht darüber definiert, welche materielle Belohnung der Einzelne für seine Mühe bekommt und stattdessen auf das Terrain der Anerkennung verschoben. Anerkennung wird in der aktuellen Sozialphilosophie jedoch gänzlich anderes verstanden als das üblicherweise mit ihr assoziierte Schulterklopfen im Anschluss an gemeisterte Herausforderungen. Um den Stellenwert von Anerkennung zu verstehen ist es notwendig, tiefer in die Diskussion einzusteigen.

Die Frage nach der Henne und dem Ei ist so alt wie die Geschichte des Menschen selbst und es verwundert nicht, ihr auch bei Überlegungen darüber zu begegnen, wie aus Menschen gesellschaftlich integrierte Subjekte mit kohärenter Identität werden. Vereinfachend gesprochen können diesbezüglich zwei Positionen auseinandergehalten werden. Die erste vertritt die Ansicht, Menschen würden als dissoziale Wesen auf die Welt kommen und in harter, frustrierender Konfrontation mit der Außenwelt und anderen Menschen – zunächst den Eltern, später auch Autoritätspersonen wie z.B. Lehren usw. – lernen müssen, sich zu zü-

geln, allgemeine Gesetze und Regeln zu befolgen, um so die Fähigkeit zu erwerben, in der Gesellschaft ein erfülltes Leben zu bestreiten. Die Anderen sind hier Hindernis und Medium zugleich. Einerseits stehen sie der ungehemmten Entfaltung des Lustprinzips im Wege, auf der anderen Seite ist es dem Menschen, zumal in einer hochdifferenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaft, nicht möglich, seine Wünsche und Interessen ohne die Anderen zu verwirklichen. Das Leben erscheint aus dieser Perspektive als Kompromissbildung zwischen den eigenen Absichten und den von Anderen definierten Regeln, selbige in die Tat umzusetzen, was die Gefahr der Übertretung essentieller Gebote der Gesellschaft beschwört, sobald das Subjekt die Gelegenheit hat, sich dem wachsamem Auge der Anderen zu entziehen.

Die andere Ansicht geht davon aus, Menschen seien, um Subjekte zu werden, zwingend auf die Anerkennung der Anderen angewiesen. Keinem ist damit geholfen, sich zu gebärden wie ein Subjekt, solange niemand dieser Behauptung durch einen Akt der Anerkennung zustimmt. Erst durch die Anerkennung wird ein Verhältnis zum Anderen etabliert, in dem der Mensch im Anderen auf sich selbst stoßen und sich in ihm erkennen kann (ebenso wie dieser sich in ihm erkennt). Erst dieses Sich im Anderen erkennen ermöglicht dem Menschen, ein Verhältnis zu sich, seinen Mitmenschen und in letzter Konsequenz der Gesellschaft zu etablieren. Das Subjekt kommt also durch die Anderen zu sich selbst, wodurch die Existenz des Anderen der des Subjekts vorausgeht. Die moralisch-ethischen Implikationen dieses Ansatzes sind gänzlich andere als diejenigen des zuvor geschilderten. Der Andere erscheint hier nicht als Gegner; vielmehr heißt, sich gegen ihn zu vergehen, sich selbst zu verletzen, da der Mensch durch die Vernichtung des Anderen zugleich dessen Anerkennung und damit eines wesentlichen Stücks seiner Selbst verlustig gehen würde.

Die erste Ansicht entspringt der Aufklärung und setzt sich über Freud¹ bis hin zu modernen Sozialisationstheorien² fort. Die zweite geht auf Hegel zurück, wurde von der Hegelrezeption der Siebzigerjahre wiederentdeckt und findet heute ihren wohl populärsten Vertreter in Axel Honneth. Zwar erlauben beide Theorien, individuelle Leistung und Gesellschaft zu verbinden, jedoch lässt nur die anerkennungstheoretische Betrachtung eine wirklich existenzielle Verknüpfung beider Faktoren zu, insofern mit der Anerkennung anders als bei sozialisationstheoretischen Überlegungen nicht nur das Wohlergehen, sondern die Existenz des Subjekts auf dem Spiel steht.